

THOMAS BUCHHEIM HELLMUT FLASHAR
RICHARD A. H. KING (HG.)

Kann man heute noch etwas anfangen
mit Aristoteles?

Mit Beiträgen von
Dorothea Frede, Stephen Halliwell, Otfried Höffe,
Wolfgang Kullmann, Mario Mignucci, Arbogast Schmitt, Barry Smith,
Richard Sorabji, Christopher Taylor und Wolfgang Wieland

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

FELIX MEINER VERLAG

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der ursprünglichen Ausgabe identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://portal.dnb.de>> abrufbar.
ISBN 978-3-7873-1630-4
ISBN eBook: 978-3-7873-2375-3

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 2003. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, so weit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier, hergestellt aus 100 % chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

www.meiner.de

INHALTSVERZEICHNIS

EINLEITUNG IX

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS XXIX

I. THEORETISCHE PHILOSOPHIE: ONTOLOGIE

Aristoteles 2002 3

(von Barry Smith)

1. Einführung: Kategoriensysteme und ontologische
Transparenz 3
2. Probleme des Realismus: Prototypen, Grenzfälle und
die Vagheit unserer Common-sense-Begriffe 12
3. Aristoteles: Das ontologische Viereck und die problematische
Integrierbarkeit negativer Gegenstände 17
4. Aristoteles 2002: relativer Hylemorphismus und irreduzible
Vielfalt transparenter Perspektiven 31

Aristotle's Topics and Contingent Identity 39

(von Mario Mignucci)

1. Three Aspects of Identity in Aristotle 39
2. Specific and Generic Identity 44
3. Accidental Sameness 46
4. Necessity of Identity 49
5. Contingent Statements and Necessary Identity 52
6. A Hierarchy of Sameness 57

II. THEORETISCHE PHILOSOPHIE: GRUNDLAGEN DER NATURWISSENSCHAFT

Die Bedeutung des Aristoteles für die Naturwissenschaft 63

(von Wolfgang Kullmann)

1. Autonomie und Vielfalt der Wissenschaften 64
2. Die Kontingenz der Entwicklung neuzeitliche Wissenschaft 67
3. Aristotelische und neuzeitliche Biologie 71
4. Das Fortwirken der aristotelischen Wissenschaft in der Neuzeit 78
5. Zusammenfassung 80

III. THEORETISCHE PHILOSOPHIE: PHILOSOPHIE DES GEISTES

Aristoteles über Leib und Seele	85
(von Dorothea Frede)	
1. Vorbemerkungen zur Fragestellung	85
2. Der Gegenstand der aristotelischen Psychologie	89
3. Aristoteles über die Sinne	90
4. Die Nachwirkungen von Wahrnehmungen	96
5. Wahrnehmung und Denken	100
6. Schlußfolgerungen über die Aktualität der aristotelischen Psychologie	105
Philosophy of Mind: Aristotle's Contribution in Relation to Other Schools (von Richard Sorabji)	110
1. Mnemonics	110
2. Concepts	111
3. Appearance and Belief	112
4. Perceptual Content	112
5. Unity of Apperception	113
6. Emotion	114
7. Physiological Process	116
8. Disembodied Thought	118
9. Is the Non-Physiological Aspect Seen as Intentional?	118
10. The Capacities of Soul	120
11. Soul as Substance and Immortality	121
12. Conclusion	122

IV. PRAKТИSCHE PHILOSOPHIE: METHODISCHE PRINZIPIEN UND GRUNDBEGRIFFE

Aristoteles: Ethik und Politik	125
(von Otfried Höffe)	
1. Wissenschaftstheoretische Toleranz	126
2. Prinzip: Glück	129
3. »Von Natur aus politisch«	134
Aristoteles über den praktischen Intellekt	142
(von Christopher C.W. Taylor)	
1. Die Aufgaben des praktischen Intellekts im allgemeinen	142
2. Überlegung gegebener und Erfassung der richtigen Ziele	146

3. Wer oder was erfaßt die ethischen Prinzipien? Drei Interpretationen	149
4. Die Rolle der phronésis bei der Auswahl der Ziele	153
5. Zwei Aufgaben des praktischen Intellekts	159
 V. POIETISCHE PHILOSOPHIE UND PHILOSOPHIE DER KUNST: ELEMENTE ZU EINER ÄSTHETIK UND BEGRÜNDUNG DER LITERATURWISSENSCHAFT	
Aristoteles und die Geschichte der Ästhetik (von Stephen Halliwell)	165
1. Aristoteles in der Formation der modernen Ästhetik	165
2. Das aristotelische Konzept der Mimesis	170
3. Die Dualität der künstlerischen Form: als Artefakt und als Darstellung der Wirklichkeit	176
4. Aristotelische Impulse und die Ästhetik der Gegenwart	182
Die Literatur und ihr Gegenstand in der Poetik des Aristoteles (von Arbogast Schmitt)	184
1. Der Mimesis-Begriff	184
2. Die Allgemeinheit des individuellen Charakters	187
3. Charakter und Handlung	194
4. Der Erkenntnisgehalt einer Dichtung und ihre poetische Qualität	207
 VI. POIETISCHE PHILOSOPHIE UND PHILOSOPHIE DER KUNST: SCHRITTE ZU EINER PHILOSOPHIE DER POIESIS	
Poiesis: Das Aristotelische Konzept einer Philosophie des Herstellens	223
(von Wolfgang Wieland)	
1. Aristoteles als Entdecker der Möglichkeit empirischer Wissenschaft	223
2. Theoretische, praktische und poietische Wissenschaften	225
3. Praxis und Poiesis, Handeln und Herstellen	228
4. Der Vorrang der natürlichen Dinge vor den Artefakten in der aristotelischen Welt	232
5. Der Vorrang der Artefakte in der modernen Lebenswelt	235
6. Die Eigendynamik der artifiziellen Systeme in der modernen Welt	239

7. „Poietische Philosophie“ als Leerstelle im aristotelischen System der Wissenschaften	245
AUSGEWÄHLTE LITERATUR	249
VERWEISSTELLENREGISTER	257
SACHREGISTER	263
PERSONENREGISTER	271
BIO-BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN	277

EINLEITUNG

Das aristotelische Weltbild ist zwar außerordentlich geschichtsmächtig und kann auch heute noch beeindrucken, vor dem Hintergrund moderner Wissenschaft und Kultur erscheint es jedoch als hoffnungslos veraltet und gestrig – ein wahrer Klotz am Bein für diejenigen, die im Zuge gegenwärtigen Denkens und aktueller Weltauffassung Schritt halten möchten. Wer in Aristoteles nicht nur eine imposante Stufe europäischer Geistesgeschichte erkennen will, sondern ihm irgendeine Maßgeblichkeit und Anregung für das heutige Denken abzugewinnen sucht, hat einige in der philosophischen Tradition der Neuzeit begründete Hindernisse zu überwinden.

Da ist erstens der Vorwurf eines tief sitzenden *ontologischen Realismus* des Aristoteles, der die natürliche Weltsicht des Menschen für bare Münze nehme und damit als ein gegebenes Fundament aller wissenschaftlichen Erkenntnis des Wirklichen betrachte. Aristoteles neige außerdem dazu, alles, was Gegenstand wissenschaftlich-objektiver Erkenntnis zu sein beansprucht, als eine ›Sache an sich selbst‹ aufzufassen, der wir uns in adäquater Erkenntnis anzumessen hätten. Das erscheint jedoch als naiv im Vergleich zu dem für die Moderne maßgebenden Ansatz Kants, die Objekte der Erkenntnis durch Leistungen unseres Verstandes erst als solche konstituiert sein zu lassen.

Reserviertheit erregt zweitens die oft gestellte Diagnose, daß Aristoteles in der praktischen Philosophie zu einem *ethischen Naturalismus* tendiert. Einer derartigen Einstellung zufolge ist die Grundlage zur rechten Gestaltung unseres Lebens die menschliche Natur, die uns mit gewissen Lebenszielen und Kerngütern ein festes Rahmenwerk für die Moral und tugendgemäßes Handeln vorgibt, auf deren Verwirklichung wir sozusagen eingerichtet und geeicht seien. Außerhalb des Horizonts aristotelischen Denkens liege dagegen der von aller Natur emanzipierte, autonome Akt und die rein vernünftige Selbstbestimmung als Möglichkeit menschlich-individueller Selbstverwirklichung.

Drittens wird häufig der Verdacht laut, Aristoteles' Überlegungen zur Kunst seien durch ein *mangelhaftes Verständnis für konstruktive Kreativität* gekennzeichnet. So habe er alle Kunst nur als Nachahmung des geglückten bzw. gescheiterten Lebens eingeschätzt und die *mimēsis* überhaupt zum Grundmodell der Kunst erklärt.

Die in diesem Band vereinigten Beiträge sind Antworten auf die Herausforderung, plausibel zu machen, daß Aristoteles' Denken – trotz oder teilweise sogar auf Grund solcher zunächst wenig attraktiv erscheinenden Unterschiede

gegenüber philosophischen Grundtendenzen der neuzeitlichen Philosophie und Geistesgeschichte – für heutige Überlegungen fruchtbar gemacht werden kann, und zwar in der Ontologie und Philosophie des Geistes ebenso wie in Ethik und Ästhetik.

1. Ontologie und realistische Fundierung der Wissenschaft

Der ontologische Realismus des Aristoteles vermag, sofern er neu durchdacht wird, auch heute gewichtige Vorzüge für sich zu reklamieren. Erstens ist die Möglichkeit einer *Wiedererkennung des Menschen* in dem, was objektiv wirklich und wahrhaft ist, als wesentlicher Vorzug zu nennen. Und dies in zwei Hinsichten: Zum einen wird der Mensch, das einmalige Individuum, unmittelbar als Teil einer an sich bestehenden Wirklichkeit begriffen; denn diese ist nach Aristoteles durchwegs und jederzeit im *Individuellen*, nicht etwa in universalen Ideen fundiert wie bei Platon. Der einzelne Mensch ist nach Aristoteles daher als eine individuelle Substanz wirklich und nicht, wie bei Platon, ein bloß intellektueller Teilhaber an Ideenerkenntnis, und auch nicht, wie bei Kant, ein transzental allgemeiner Funktionsträger für die Konstitution objektiver Wirklichkeit. Im Gegensatz zu Platon und Kant gelingt es Aristoteles damit, die Auffassung zu vermeiden, daß das Subjekt sich selbst in der für es objektiven Welt entweder gänzlich zu einer Utopie oder lediglich zum nie ganz einholbaren, nur perspektivisch anwesenden Ausgangspunkt seines Weltverhältnisses wird.

Zum anderen kann sich der Mensch in dem Objektiven auch insofern wiedererkennen, als die für uns unmittelbar gegebenen Beschaffenheiten der phänomenalen Welt und unserer selbst als bewußte Lebewesen wenigstens die Chance besitzen, sich uns als wohlfundierte Züge der objektiven Realität zu erweisen.

Eine zweite Stärke der realistischen Grundposition des Aristoteles ist es, einen robusten und belastbaren Wahrheitsbegriff im Sinne einer Korrespondenztheorie zu ermöglichen. Nach dieser Auffassung ist Wahrheit ein von unseren stets nur vorläufigen und unvollkommenen Erkenntnisbemühungen prinzipiell unabhängiger Maßstab, im Verhältnis zu dem jede aus endlicher Perspektive realisierte Erkenntnis prinzipiell korrigierbar bleibt. Wissenschaft im Sinne des Aristoteles kann damit immer etwas Externes in Anspruch nehmen, das unsere Gedanken und Aussagen gegebenenfalls wahr macht und das in keiner Weise nur der geworfene Schatten unserer eigenen Erkenntnistätigkeit ist. Erst so kann dem Menschen auch nur die Möglichkeit zugebilligt werden, überhaupt etwas wahrhaft und radikal objektiv zu erkennen.

Das erste, was ein aristotelischer Realismus allerdings tun muß, um auch unter heutigen Vorzeichen in den legitimen Genuss solcher Vorteile zu gelangen,

ist, die naiven Auffassungen gründlich abzuschütteln, daß die Welt und alles in ihr durch ein und nur ein stabiles Kategoriensystem adäquat beschrieben werden könne; und daß man in nur wenigen Schritten von der Wirklichkeit, wie sie sich *uns* im normalen Leben und Dasein zeigt, zur Wirklichkeit vordringen könne, wie sie *an sich selbst* sein mag.

In dem ersten Beitrag des Bandes (»Aristoteles 2002«) nimmt *Barry Smith* Abschied von gewissen aristotelischen Hoffnungen und Verengungen in bezug auf die Vielfalt des Realen: Kategoriensysteme öffnen nur eine bestimmte, jederzeit partielle Perspektive auf die Wirklichkeit, die besten – d. h. realistischen Falls »transparent« genannt werden kann, da sie einen Aspekt von dem Wirklichen sehen läßt. Aber keineswegs bahnt irgendein Kategoriensystem den Königsweg zur Erfassung der Sachen selbst, wie wohl Aristoteles dachte. Vielmehr können sich gleichberechtigte Kategoriensysteme durch ihre Ausrichtung unterscheiden und miteinander inkommensurabel sein. Außerdem mögen Kategoriensysteme unterschiedlich grob oder fein gekörnt sein und wie Luppen oder Fernrohre je andere Schichten des Wirklichen in den Blick bringen: Was bei größerer Körnung und im Großen betrachtet als für sich bestehende Einheit und typischer Fall eines Wirklichkeitsbereichs erscheint, das kann in gleichsam mikroskopischer Perspektive als eine Gegebenheit aus dem Blick verschwinden, so daß anderes an seiner Stelle als wirklich und exemplarisch für die entsprechende Region der Wirklichkeit in den Vordergrund rückt. Smith bezeichnet diesen Effekt treffend als eine Art »ontologisches Zoomen«, das nicht von vornherein darüber entschieden hat, was das eigentlich und allein Wirkliche ist und was nicht.

Jedoch ist es freilich eine schwierige und zugleich spannende Frage, wie sich solch unterschiedliche Schichten der Wirklichkeit *in der Sache* zueinander verhalten: ob einige fundierend für andere sind, und wenn ja, welche; wie sie miteinander integriert sein und so interagieren können, daß auch die womöglich nicht fundamentalen Charaktere der Wirklichkeit eine realistische Deutung vertragen und sie zusammen einen gemeinsamen »Mesokosmos« ergeben. So ist sicherlich bereits für Aristoteles eines der packendsten Probleme der Metaphysik die Frage, wie sich eine mikroskopisch-materielle Grundschicht körperlicher Prozesse etwa zu den makroskopisch auftretenden *Formen des Lebens* verhält. Nach Aristoteles genießen die letzteren kausale Priorität und Substantialität gegenüber den ersteren.¹ Besonders interessant und von Smith eingehend erörtert

¹ Einführende Erörterungen zu diesem Thema finden sich bei Thomas Buchheim, *Aristoteles*, Freiburg i.Br. 1999. Eine grundlegende Wiederaufnahme der damit verbundenen metaphysisch-ontologischen Thesen des Aristoteles in der aktuellen philosophischen Diskussion ist Peter van Inwagen, *Material Beings*, Ithaca/London 1990. In bezug auf die aktuelle Forschungsliteratur zu

ist eine ähnliche Frage, die in bezug auf unsere lebensweltliche Sicht des Wirklichen, d. i. die »Common-sense-Welt« oder Welt des »gesunden Menschenverstands« im Verhältnis zur wissenschaftlichen Weltsicht etwa der Physik oder harren Naturwissenschaft zu stellen wäre. In der lebensweltlichen Sicht treffen wir die Dinge an, die uns lieb sind – uns selbst eingeschlossen. Wie also sollten diese Welt und ihre dominanten Wirklichkeiten, wie Menschen, Tiere, Autos, Häuser, Städte, Länder, Grenzen etc. für einen Realismus etwa in eine mikrophysikalischen Partikelwelt integrierbar sein? Barry Smith zeigt einerseits, daß kein Grund besteht, in bezug auf ein solches Problem die im Prinzip aristotelisch geschmiedeten Waffen zu strecken, andererseits, daß zweifellos wichtige Ergänzungen und neuartige Kategorienformate entwickelt werden müssen, von denen sich Aristoteles wenig oder gar nichts träumen ließ (»Ontologie der Löcher und Grenzen«). Es kann als fesselnde Aufgabe eines empirischen Fortschritts unserer Naturwissenschaften im Zusammenwirken mit einer aristotelisch ausgerichteten Ontologie angesehen werden, solche partiellen Integrations unserer wissenschaftlichen mit unserer alltäglichen Weltsicht unter im ganzen realistischen Vorzeichen weiter voranzutreiben.²

Während der erste Beitrag eher den deskriptiven Aspekt des aristotelischen Realismus betrifft und ihn gleichsam vor ein Gericht der modernen Wissenschaft und Kategorienbildung zitiert, untersucht *Mario Mignucci* in dem zweiten Beitrag (»Aristotle's Topics and Contingent Identity«) durch direkte Textanalyse einen zentralen logisch-metaphysischen Begriff, den der Identität. Die Interpretation, die der Begriff bei Aristoteles erhält, ist signifikant für die realistische Perspektive auf die Wirklichkeit der Sachen selbst. Ausgehend von einer Passage aus der ›Topik‹ zeigt Mignucci zunächst, daß alle Versionen der Identität bei Aristoteles (nämlich numerische, spezifische und generische) auf demselben Grundsinn aufbauen, den er in der *Einzahl* des jeweils als identisch Bezeichneten (des Dinges, der Spezies, der Gattung) erkennt. Der Grundsinn von Identität läßt sich mit Aristoteles auch als die *notwendige* Gleichheit eines jeden Dinges mit sich selbst ausdrücken.

Mit Recht macht Mignucci deutlich, daß nach Auffassung des Aristoteles die ›Gleichheit mit sich selbst‹ nicht auf den Terminus zu beziehen ist, durch den man einen Gegenstand erfaßt, sondern auf den von der Erfassungsweise prinzi-

Aristoteles' Metaphysik vgl. in verwandter Hinsicht Th. Buchheim, »The Concept of *Physis* in Aristotle's *Metaphysics*«, in: *Oxford Studies in Ancient Philosophy* XX (2001), 201–234 sowie J. Hübner, *Aristoteles über Getrenntheit und Ursächlichkeit. Der Begriff des ειδος χωριστόν*, Hamburg 2000.

² Vgl. Wilfrid Sellars, »Philosophy and the Scientific Image of Man«, in *Science, Perception and Reality*, Atascadero 1963: Vordringliche Aufgabe der Philosophie überhaupt und der Metaphysik insbesondere ist es, manifestes und wissenschaftliches Weltbild zu einer »synoptischen Sicht« zu integrieren.

piell unabhängigen Gegenstand selbst. Identität wird also von dem gemeinten Gegenstand ausgesagt. Allerdings müssen wir uns immer durch *irgendwelche* Beschreibungen oder Bezeichnungen auf einen Gegenstand beziehen, und häufig sind diese Beschreibungen kontingent, wie z. B. in dem Satz »Sokrates ist identisch mit dem hier Sitzenden«.

Daraus ergibt sich ein Problem: Wenn wir eine Identitätsaussage durch *kontingente* Beschreibungen formulieren, ist es ausgeschlossen, daß das Behauptete *notwendig* der Fall ist, während die Identität des Gegenstands mit sich selbst doch *notwendig* sein soll. Mignucci macht klar, daß Aristoteles das Problem nicht dadurch löst, daß er neben notwendigen auch kontingente Identitätsaussagen zuließe. Vielmehr teilt er, ähnlich dem in der modernen Logik von Bertrand Russell wieder eingeführten Verfahren, die durch eine kontingente Beschreibung formulierte Identitätsaussage auf in einen reinen Kennzeichnungsteil und einen anderen, der nur die Identität des betreffenden Gegenstands selbst behauptet. So läßt sich die Notwendigkeit allein auf den zweiten und die Kontingenz allein auf den ersten Teil der gesamten Aussage beziehen, und es ergibt sich keine Inkonsistenz mehr in bezug auf die Modalität der Aussage. Auf diese Weise kann Aristoteles ohne Widerspruch sowohl Identität generell für notwendig halten als auch die Kontingenz von Aussagen wie »Sokrates ist identisch mit dem Sitzenden« anerkennen. Aussagen dieser Form machen Gebrauch von akzidentellen Prädikaten und sind, wie Mignucci hervorhebt, nicht geeignet, um ein Individuum in einer stabilen Weise zu identifizieren. Für verlässlich wahre Identitätsaussagen sind daher notwendig oder essentiell zutreffende Prädikate erforderlich. Der prinzipielle Unterschied zwischen essentiellen und akzidentiellen Prädikaten ist darüber hinaus eine Voraussetzung aller wahren Identitätsbehauptungen.

Wie vor einiger Zeit David Wiggins in einem inzwischen selbst klassisch zu nennenden Plädoyer für eine Aristoteles-ähnliche Substanzontologie unter heutigen Vorzeichen gezeigt hat,³ erfordert ein realistischer Begriff von Identität und Existenz stets, daß bestimmte beschreibende Kategorien essentiell oder notwendig auf gewisse Dinge zutreffen, nämlich sogenannte »sortale Begriffe« oder in Aristoteles' Terminologie »Substanzprädikate« wie ›Pferd‹ oder ›Mensch‹. Etwas existiert und ist erst dadurch ein Individuum mit einer klar umrissenen Identität, daß es *von der und der Art* oder Beschaffenheit ist. Dies stellt uns bei ihrer Analyse, d. h. bei unseren wissenschaftlichen Theorien über die wirkliche

³ David Wiggins, *Sameness and Substance*, Oxford 1980. Eine neue ausführliche Erörterung dieses von der modernen analytischen Philosophie wieder aufgegriffenen, aber schon nach Aristoteles zentralen Themas der Ontologie bietet Christof Rapp, *Identität, Persistenz und Substantialität. Untersuchung zum Verhältnis von sortalen Termen und Aristotelischer Substanz*, Freiburg/München 1995.

Welt vor die Schwierigkeit, mit Gründen entscheiden zu müssen, welche unserer augenscheinlich zutreffenden Kategorien oder Prädikate für die Existenz und Identität der Dinge konstitutiv sind und welche nicht. Wie auch Mignucci (unter Hinweis auf Wiggins) in seinem Beitrag wieder zeigt, ist Identität für Aristoteles immer *absolut*, d. h. in bezug auf das Wirkliche zu verstehen, niemals *relativ* auf den dafür gebrauchten Begriff. Aristoteles schließt auf diese Weise aus, daß ein und dieselbe Sache mehrere ›Identitäten‹ in sich vereinigen könnte, je nach dem unter welchem Leitbegriff man sich auf sie bezieht (z. B. könnte man der Meinung sein, ein Mensch habe eine Identität als Politiker und eine andere als Privateexistenz). Vielmehr muß dasselbe, wenn es unter irgendeinem Begriff mit einem Individuum identisch ist, mit dem nämlichen auch unter jedem anderen Begriff wiederum identisch sein.⁴

Wenn in der angedeuteten Weise eine gewisse Beschaffenheit der Dinge dafür verantwortlich ist, daß sie als identifizierbare Individuen überhaupt existieren, so fragt sich, was in einer Sache selbst es denn sei, das die Verbindung zwischen individueller Existenz und so Beschaftensein stiftet. Die Antwort, die zuerst Aristoteles gegeben hat und die von Wiggins wieder in die analytische Philosophie eingeführt wurde,⁵ lautet, daß dies die »*Natur*« der Sache sei, wobei die Natur als in der Sache liegendes Prinzip der *Aktivität* oder *Funktion* nach bestimmten Gesetzen zu verstehen ist.⁶ Daraus ergibt sich, daß die primär existierenden Dinge, d. h. die Basis dessen, was ›an sich wirklich‹ heißen kann, nach Aristoteles und für alle, die ähnliche ontologische Forderungen für die Existenz von Individuen aufstellen, die *lebendigen Wesen* sind.⁷ Denn allein diese haben mit der vererbten oder sonst angeeigneten Lebensaktivität ein Prinzip aufzuweisen, das ihre grundlegende Beschaffenheit mit ihrer Existenz als Individuen verbunden. Ein toter Hund ist kein Hund, d. h. existiert gar nicht als ein Individuum,

⁴ Für den Begriff der ›absoluten Identität‹ siehe Wiggins, *Sameness*, Kap. 1; das konkurrierende Konzept der ›relativen Identität‹ entwickelte Peter Geach, *Reference and Generality*, Ithaca 1980 (zuerst 1968), sowie ders., »Ontological Relativity and Relative Identity«, in: *Logic and Ontology*, ed. by M.K. Munitz, New York 1973.

⁵ Vgl. Wiggins, *Sameness*, 98: »there is at least a point to be found in Aristotle's doctrine that natural things are the real beings *par excellence* to which everything is secondary«.

⁶ Vgl. Wiggins, *Sameness*, z. B. 89: »a particular continuant x belongs to a natural kind, or is a natural thing, if and only if x has a principle of activity corresponding to the nomological basis of that or those extension-involving sortal identifications which answer truly the question ›what is x?‹; ›natural things are individuated by reference to a principle of activity naturally embodied, and [...] ordinary artifacts are individuated, with less logical determinacy and considerably greater arbitrariness, by reference to a parcel of matter so organized as to subserve a certain function‹ (90). In Beziehung auf Aristoteles' Physik vgl. dazu S. Waterlow, *Nature, Change and Agency in Aristotle's Physics*, Oxford 1982, bes. Kap. II «What things have natures».

⁷ Vgl. in neuerer Zeit z. B. den erklärtermaßen stark an Aristoteles orientierten Vorschlag zur Ontologie des Lebendigen von Peter van Inwagen in *Material Beings* (wie Anm. 1).

sondern ist mehr oder weniger willkürlich herausgegriffener Teil einer diffusen materiellen Region.

Angesichts der zentralen Bedeutung der Lebewesen in seiner Ontologie verwundert es nicht, daß Aristoteles der Begründer der Biologie oder der *Wissenschaft vom Lebendigen* ist. Wie Wolfgang Kullmann in seinem Beitrag (»Die Bedeutung des Aristoteles für die Naturwissenschaft«) zeigt, führte Aristoteles die Biologie zu solch bedeutendem Ausmaß, daß sie als Motor und Vorbild der Entwicklung von Naturwissenschaft überhaupt bis in die Moderne ihre prägende Spur hinterlassen hat. Nicht nur die Aufstellung strikt kausaler Erklärungsprinzipien und axiomatischer Methoden für Wissenschaft im allgemeinen sind von Aristoteles entscheidend vorangetrieben worden, sondern eine unglaublich umfassende, dabei methodisch gerüstete und durchgeführte Empirie der Natur und besonders der Lebewesen im gesamten ihm erreichbaren Mittelmeerraum. Aristoteles entwickelte ein lange herrschendes Klassifikationssystem der natürlichen Arten mit Einteilungen, die in manchen Fällen bis heute gültig sind; er führte systematisch anatomische Untersuchungen, Sektionen, Befragungen und andere Experimente durch (z. B. Beobachtungen über das Alter von Tierarten durch eigens gekennzeichnete Jungtiere); und er entwickelte eine Vererbungslehre und Embryologie, deren Prinzip der epigenetischen Entwicklung (statt Präformationslehre) erst Ende des 19. Jahrhunderts durch Hans Driesch endgültig als richtig erkannt und fest etabliert wurde.

Aristoteles ließ sich von seinen Beobachtungen dabei so unvoreingenommen leiten, daß er Befunde, die nur durch eine Evolution der natürlichen Arten erklärt werden können, richtig beschrieb und als wesentlich miteinander zusammenhängend einschätzte, obwohl eine solche Theorie nicht zum Inventar seiner metaphysischen Grundüberzeugungen über die Natur gehört – nach denen sich vielmehr jede natürliche Art in Gestalt einer stets anderen Exemplare derselben Art voraussetzenden Abstammungskette ewig reproduziert. Dennoch gilt, wie Kullmann betont, daß Aristoteles durchaus als »völlig offen für die Evolutionsbiologie« gelten kann. Kurz, die Würdigung des Phänomens des Lebendigen in seinem ganzen Umfang als hervorragender Gegenstand der Wissenschaft ebenso wie als Paradigma des wirklich Seienden ist eine philosophische Leistung des Aristoteles gewesen, die gerade heute – angesichts des Aufschwungs der Lebenswissenschaften in den Fokus unseres wissenschaftlichen, technischen und ethischen Interesses – ihre verdiente Vorbildlichkeit zurückgewinnt.

ARISTOTELES 2002

Barry Smith¹

1. Einführung: Kategoriensysteme und ontologische Transparenz

1.1 Ontological Engineering

In den letzten Jahren wurde eine Reihe von Firmen mit Namen wie ›Ontology Works‹, ›ontology.org‹ oder ›Ontek‹ (für ›ontological technology‹) gegründet. Sie haben das Ziel, Informationssysteme zu entwickeln, mit denen sich bestimmte Gegenstandsgebiete systematisch erfassen lassen, um sie z. B. im Internet in möglichst übersichtlicher Weise darstellen zu können. Yahoo und ähnliche Unternehmen versuchen sogar, das ganze World Wide Web mit Hilfe solcher Informationssysteme der breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die entwickelten Systeme sollen die entsprechenden Informationsinhalte für Kunden und Benutzer auf möglichst effiziente Weise aufbereiten und gleichzeitig erlauben, daß diese Informationsinhalte auch benutzt und bearbeitet werden, etwa bei wirtschaftlichen Transaktionen. Hinter der Website meat.com beispielsweise verbirgt sich ein solches Informationssystem für die ganze Fleischindustrie; es soll Bauern, Schlächtern, Metzgern, Fleischverpackern, Fleischtransportunternehmen usw. helfen, ihren Weg sowohl durch die virtuelle als auch durch die wirkliche Welt des Fleisches zu finden. Das System dient dazu, diese verschiedenen Gruppen in effizienter und möglichst automatischer Weise miteinander in Verbindung zu bringen.

Es gibt bekanntlich zu viele individuelle digitale Inhalte, als daß man auf systematische Hilfsmechanismen dieser Art verzichten könnte, will man sich wirklich in den entsprechenden Gebieten innerhalb und außerhalb des Internet zu rechtfinden. Die Herstellung solcher Hilfsmechanismen durch das Organisieren von Information nennt man in der Computer-Branche inzwischen ›ontological engineering‹ oder ›ontology design‹ oder einfach ›Ontologie‹.²

¹ Mit Dank an Peter Baumann, Thomas Bittner, Thomas Buchheim, Daniel Cohnitz, Carlos Dufour, Rudolf Lüthe, Edgar Morscher, Jonathan Sanford, Rainer Schubert und Daniel von Wachter für hilfreiche Anmerkungen. Der Beitrag beruht auf Arbeiten, die durch die National Science Foundation (Projektnummer BCS-9975557) sowie durch die American Philosophical Society gefördert wurde.

² T. R. Gruber, »A Translation Approach to Portable Ontology Specifications«, in: *Knowledge Acquisition* 5: 1993, 199–220; N. Guarino, »Formal Ontology and Information Systems«, in: *Formal Ontology in Information Systems. Proceedings of the 1st International Conference, Trento, Italy*.

Was die erwähnten Firmen produzieren, ist zunächst eine Art Katalog der Objekte, Attribute, Prozesse und Relationen in einem vorgegebenen Gebiet. Kataloge dieser Art sind freilich schon seit langem bekannt. Wir finden sie in prägnanter Form in der Welt der Bücher, wo die inzwischen computerisierten Bibliothekskarteien den Lesern helfen sollen, ihren Weg zu finden. Es gibt zu viele Bücher, als daß diese Funktion des Katalogs von einer einfachen Liste übernommen werden könnte. Man wendet also eine Organisationsform an, die darauf beruht, daß Bücher in *Kategorien* aufgeteilt werden. Um ein benötigtes Buch zu finden, sucht man zuerst nach einer entsprechenden Kategorie, unter die es fällt. Es gibt allerdings zu viele Kategorien, als daß man durch deren bloße Auflistung dieses Suchproblem lösen könnte. Der Suchvorgang muß also dadurch erleichtert werden, daß mehrere Stufen von Kategorien verwendet werden, die *hierarchisch* in Form von Bäumen gegliedert sind. Nicht nur die Hersteller und Benutzer von Bibliotheks- und Autoteilkatalogen verwenden solche Kategorienbäume, sondern auch Hinz und Kunz im täglichen Umgang mit ihren Rechnern, in denen die Daten und Programme in *Dateien* und *Verzeichnissen* gruppiert werden, die wiederum in Form eines hierarchischen Baums sowohl für den Benutzer als auch für den Prozessor des Rechners zugänglich gemacht werden.

1.2 Die Ontologie von Büchern

Katalogsysteme helfen uns durch kategorial gegliederte Welten zu navigieren. Das Dewey-Katalogsystem beruht z. B. auf einer Einteilung von Büchern unter Hauptkategorien wie:

300 Social Sciences

400 Language

500 Natural Sciences and Mathematics

600 Applied Sciences and Technology

und Unterklassen wie:

390 Customs, Etiquette, Folklore, Costume, Wedding Planning

450 Italian, Romanian, Rhaeto-Romanic

590 Zoological Sciences

630 Agriculture, Gardening, Pets

usw.

6–8 June 1998, hrsg. von N. Guarino (Hrsg.), Amsterdam 1998, 3–15; N. Guarino und C. Welty, »Ontological Analysis of Taxonomic Relationships«, in: *Proceedings of ER-2000: The 19th International Conference on Conceptual Modeling (Lecture Notes in Computer Science)*, Berlin/New York 2000; Barry Smith, »Ontology«, in: *Blackwell Guide to Philosophy, Information and Computers*, hrsg. von L. Floridi, Oxford (im Erscheinen).

Mit Hilfe dieser Kategorien (und mit der Hilfe von zusätzlichen Ziffern, die Autor und Inhalt näher spezifizieren) wird für jedes Buch exakt eine Referenznummer generiert, die wenigstens idealiter von allen Bibliotheken übernommen wird, die das Dewey-System verwenden.

Die relevanten Klassen und Unterklassen eines jeden Buchs können dann umgekehrt von der ihm zugewiesenen Referenznummer abgelesen werden. Aus der Tatsache, daß ein Buch beispielsweise die Nummer 595.789 hat, können wir ablesen, daß dieses Buch mit Schmetterlingen zu tun hat, und daher mit dem Genus Lepidoptera (595.78), daher auch mit Insekten (595.7) und folglich mit wimbellosen Tieren (595).

Das Dewey-System ist natürlich nicht die einzige Katalogisierung der Welt der Bücher. Es gibt auch z. B. das ISBN-System oder das Library of Congress Integrated Library System, die dieselbe Gegenstandswelt mit Hilfe anderer hierarchischer Ordnungsschemata in Gruppen und Untergruppen aufteilen. Darüber hinaus gibt es ähnlich ambitionierte Katalogisierungsprojekte in bezug auf andere Arten von Entitäten. Kartographische Objekte werden z. B. durch das Alexandria Digital Library Projekt der University of California at Santa Barbara katalogisiert, dessen Gegenstandsbereich nicht nur digitalisierte Karten, sondern auch Luftaufnahmen, Daten aus Satelliten-gestützten Beobachtungen der Erdoberfläche, seismische Daten, Volkszählungsdaten, und vieles andere mehr einschließt.

Ein für unsere Überlegungen sehr wichtiges Kennzeichen solcher Katalogsysteme ist, daß sie trotz ihrer enormen Komplexität eine gewisse Transparenz aufweisen. Man sieht durch das Katalogsystem wie durch eine Brille. Man kann sogar behaupten, daß ein solches System exakt auf die Gegenstände in dem entsprechenden Gebiet paßt. Das liegt daran, daß jedes Buch von Anfang an exakt eine Referenznummer hat und jede Referenznummer genau einem Buch entspricht. Das Raster eines solchen Systems ist eine präzise Einteilung der entsprechenden Welt von Gegenständen. Es ist nichts Vages oder Unpräzises in der Einteilung, denn eigentlich werden nicht konkrete physische Bücher katalogisiert, sondern abstrakte (Daten-)Einheiten, welche die Bücher vertreten und die durch das System selbst konstruiert werden. Bücher und Einträge stehen deswegen in einem perfekten Eins-zu-eins-Verhältnis, weil *ein Buch zu sein innerhalb der Welt des Katalogs nichts anderes bedeutet als: in den jeweiligen Katalog eingetragen zu sein*.

Dasselbe gilt auch für die Welteinteilung, die im hierarchischen System der Alexandria Digital Library vorgenommen wird. Die Gegenstände, die durch dieses System zugänglich gemacht werden, haben zwar selbst viel Vagheit und Unbestimmtheit an sich. Satellitenaufnahmen z. B. sind oft sehr undeutliche Abbildungen der entsprechenden Erdteile. Die Alexandria Library katalogisiert

aber nicht räumliche Erdteile, sondern räumliche *Daten*. Sie ist eine *Digitalbibliothek*, und die Gegenstandswelt, die sie uns darstellt, ist eine Welt von digitalen Objekten. Zwischen Katalog und Gegenstandswelt besteht dann wieder ein perfektes Eins-zu-eins-Verhältnis, aber nur (und trivialerweise) deswegen, weil in diesem Fall die Welt von Objekten (von katalogisierten Einheiten) in gewissem Sinn durch das Katalogsystem selbst erzeugt wird. Wir könnten auch (philosophisch) sagen, daß sie durch das System »konstituiert« wird.

1.3 Transparente Aufteilungen

Es gibt allerdings nicht nur solche geschlossene erzeugte Welten, die durch Kategorienbäume erfaßt werden können. Eine zentrale These der aristotelischen Metaphysik, die nach Aristoteles weiter in Form einer ›philosophia perennis‹ fortgesetzt wurde, besagt, daß sich die gesamte Wirklichkeit mit Hilfe einer begrenzten Anzahl solcher Kategorienbäume darstellen läßt. Die Gegenstandsklassen, die mit den Spitzen dieser Bäume assoziiert werden, nannte Aristoteles ›Kategorien‹ (*Top.* I 9, 103 b 20–35; vgl. *Kateg.* 4, 1 b 25–27). Ein erstes Beispiel für eine graphische Darstellung einer hierarchischen Anordnung von Kategorien liefert der sogenannte ›Baum des Porphyrius‹, der im Porphyrianischen Kommentar zur *Kategorienchrift* von Aristoteles zu finden ist.

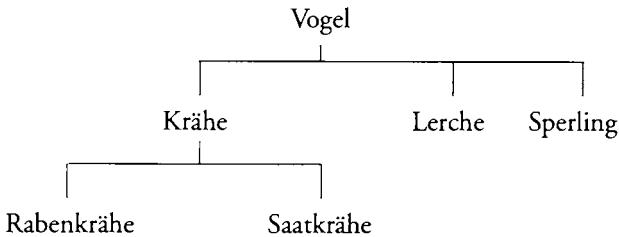
Ein anderes Beispiel ist die Taxonomie der Organismen, die von Linné zusammengestellt wurde und die noch immer in der Biologie und in benachbarten Gebieten (gardening.com, plants.com) eine wichtige Rolle spielt. Linné hat uns gezeigt, wie wir die ganze Welt von Lebewesen in Form eines hierarchischen Kategorienbaums darstellen können.

Im folgenden werde ich mit Hilfe des Begriffs *Kategorienbaum* einen Realismus im Sinne von Aristoteles verteidigen. Ich werde darlegen, mit was für Problemen dieser Realismus konfrontiert ist, und dann werde ich zu zeigen versuchen, wie er durch leichte Revision mit der heutigen Wissenschaft in Einklang gebracht werden kann. (Die Relevanz der obigen Bemerkungen zur Ontologie der Informationssysteme für dieses Unternehmen wird sich erst später zeigen.)

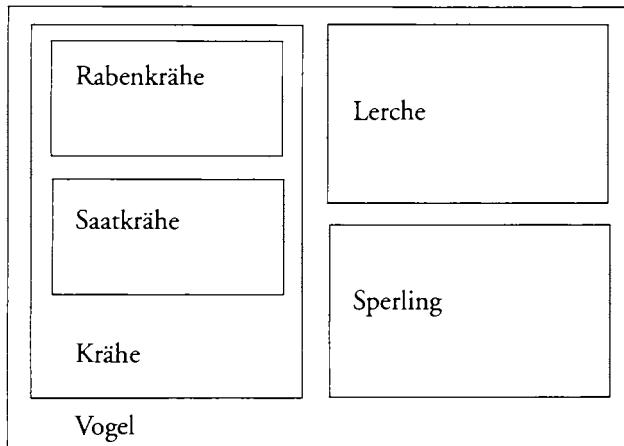
Realismus, wie er hier verstanden wird, ist die Auffassung, daß die Welt unabhängig von unseren Meinungen, sprachlichen Äußerungen, Weltanschauungen, wissenschaftlichen Theorien usw. existiert und daß sie in ihren größten Zügen ungefähr so ist, wie wir sie gewöhnlich auffassen. Der Realismus behauptet ferner, daß Kategorienbäume verschiedener Auflösung oder Körningkeit korrekte Darstellungen großer Portionen dieser Wirklichkeit bieten können.

Was der Realist darunter versteht, läßt sich am einfachsten mit Hilfe der Metapher einer Brille (eines durchsichtigen Gitters, eines auf die Welt zu legenden

Rasters) erklären. Wir bemerken zuerst, daß Kategorienbäume als eine besondere Art von Venn-Diagramm aufgefaßt werden können. Das Fragment des Spezies-Genus-Baums:



läßt sich z. B. leicht in die folgende zwei-dimensionale räumliche Darstellung konvertieren:



Dieses Diagramm soll als durchsichtiger Rahmen, als Fenster, aufgefaßt werden. Es gibt uns Aufschluß darüber, wie sich die entsprechenden Spezies und Genera auf der Seite der Gegenstände sozusagen hinter diesem Fenster zueinander verhalten. Wir nennen eine solche Darstellung eine ›granulare Aufteilung‹ (Segmentierung, Partitionierung, Untergliederung, Unterteilung, Zerteilung, Tranchierung; engl.: ›granular partition‹) der dahinter liegenden Wirklichkeit. Jeder Kategorienbaum läßt sich auf die hier illustrierte Weise univok in eine granulare Aufteilung konvertieren.

Manche solche Aufteilungen (z. B. Datenkataloge) sind, wie wir in unserer Behandlung der Dewey-Aufteilung der Welt von Büchern gesehen haben, für ihre Objekte konstitutiv. Erst mit der Aufteilung entstehen z. B. die Objektklas-

sen, die für die Katalogisierung von Büchern relevant sein sollen. Etwas Ähnliches gilt für die Aufteilung Deutschlands in Bundesländer, Landkreise, Gemeinden, usw. Andere Aufteilungen sind dagegen für den Realisten konsekutiv: Sie setzen ihre Objekte als existent voraus. Die entsprechenden Gegenstandsbeziehe enthalten also schon in sich eine Einteilung. Der Realist behauptet, daß die konsekutiven Aufteilungen im folgenden Sinn transparent sind: Sie erlauben uns, die entsprechenden Kategorien und die Relationen zwischen ihnen auf der Seite der Wirklichkeit zu erkennen. Sie tun dies in derselben Weise, wie eine Landkarte uns die Relationen etwa zwischen einer Landschaft und ihren Unterteilen (Bergen, Tälern, Flüssen usw.) erkennen läßt. Der Baum von Linné liefert z. B. eine Aufteilung der Welt von Organismen mit ihren verschiedenen Unter- und Oberklassen (Reiche, Phyla, Klassen, Ordnungen, Familien, Genera, Spezies, Varietäten usw.), die neuerdings im *International Code of Zoological Nomenclature*, im *International Code of Botanical Nomenclature* und im *International Code of Nomenclature of Bacteria* festgelegt werden. Die Aufteilungen der Lebewesen, die in solchen Kodizes enthalten sind, sind transparent.

1.4 Perspektivismus

Manchmal kann ein und dasselbe System von Objekten durch verschiedene quer zueinander liegende Aufteilungen erfaßt werden. Die periodische Tabelle der chemischen Elemente ist eine Aufteilung der gesamten materiellen Wirklichkeit nach Genera und Spezies von chemischen Grundkonstituenten. Der astronomische Kategorienbaum, der eine Taxonomie der Gebilde, die im All vorkommen (Sonnensysteme, Planeten, Monde, Asteroiden usw.) beinhaltet, stellt gleichfalls eine Aufteilung der gesamten materiellen Wirklichkeit dar, nur von einer anderen Perspektive aus und in einem anderen Skalenbereich.

Die These, daß mehrere quer zueinander liegenden Aufteilungen der Wirklichkeit in bezug auf diese Wirklichkeit gleichermaßen transparent sein können, nennen wir ›Perspektivismus‹. Im Gegensatz zu den üblichen perspektivistischen Positionen in der Geschichte der Philosophie, die wir etwa bei Nietzsche oder Foucault finden, ist diese allerdings eine Lehre, mit der sich auch aristotelische Realisten leicht anfreunden können. Der Realist glaubt ja, daß die gesamte materielle Wirklichkeit unabhängig von unseren Theorien und Sprachen und Anschauungen existiert. Der perspektivistische Realist akzeptiert außerdem, daß es mehrere Arten gibt, diese Wirklichkeit zu sehen, daß dieselbe Wirklichkeit unterschiedlich präsentiert werden kann, daß es alternative Sichtweisen desselben zugrundeliegenden sachlichen Tatbestandsmaterials geben kann. Dies ist für den perspektivistischen Realisten genauso unproblematisch.

tisch wie die Tatsache, daß man einen Käselib in Stücke unterschiedlicher Größe und Form schneiden kann. Unproblematisch ist für ihn auch die Tatsache, daß die verschiedenen Aufteilungen, die mit diesen verschiedenen Perspektiven oder Sichtweisen verbunden sind, gleichermaßen transparent sein können. Man kann dasselbe Stück Welt entweder durch eine Brille oder durch ein Fernrohr oder durch ein Mikroskop betrachten. Das, was man erfaßt, sind dann die Gegenstände selbst, die in der Wirklichkeit existieren, und dasselbe gilt, wenn man für die Erfassung von Gegenständen in der Wirklichkeit nicht ein optisches Instrument, sondern eine gute Taxonomie, Theorie, Karte oder Beschreibung verwendet.

Aufteilungen können durch Zusammenkleben und auch durch die Bildung von Produktaufteilungen kombiniert werden. Gibt es dann eine Superaufteilung, die alle transparenten Aufteilungen vereinigen würde?³ Viele Gründe sprechen dagegen, die einerseits mit der nicht nur kontingenten Unvollkommenheit unserer Meßinstrumente zu tun haben und andererseits auch mit der gegenseitigen Unverträglichkeit der Aufteilungen, die wir auf der Quantenebene brauchen.⁴ Alle Aufteilungen sind dementsprechend partiell. Manche wollen daraus schließen, daß wir eigentlich überhaupt kein Wissen über die Wirklichkeit »an sich« haben. Die enorme und stets wachsende Vielfalt und Breite der uns verfügbaren Aufteilungen heißt aber vielmehr, daß wir in gewisser Hinsicht *zu viel Wissen* haben – so viel, daß eine einzige einheitliche Darstellung nicht möglich ist.

1.5 Die Welt des gesunden Menschenverstands

Jede transparente Aufteilung hebt irgendein Gegenstandsgebiet hervor und stellt es in den Vordergrund unserer Aufmerksamkeit. Wie wir sehen werden, sind nicht alle transparenten Aufteilungen von gleicher Qualität (es gibt gute und weniger gute Linsen). Zu den ausgezeichneten Aufteilungen gehören vor allem solche, die wissenschaftliche Erklärungen stützen. Es gibt einerseits wissenschaftliche Aufteilungen einer feineren Körnigkeit, die uns z. B. über die Chromosomenstruktur eines Gens oder über die Neutron-Proton-Struktur eines Atoms Aufschluß geben. Andererseits gibt es wissenschaftliche Aufteilungen ei-

³ Vgl. Barry Smith, »Kant, das Internet und die neue Physik«, in: *Philosophie und Wissenschaft*, hrsg. von Ruth Hagengruber, Würzburg 2001.

⁴ Roland Omnès, *The Interpretation of Quantum Mechanics [Quantum Mechanics]*, Princeton 1994; Smith, »Kant, das Internet und die neue Physik« (wie Anm. 3); B. Smith und B. Brogaard, »Quantum Mereotopology«, in: *Annals of Mathematics and Artificial Intelligence* 35, 2002, 153–73.

ARISTOTELES ÜBER LEIB UND SEELE

Dorothea Frede

1. Vorbemerkungen zur Fragestellung

Vor sehr vielen Jahren stieß ich einmal auf einen Artikel mit dem provozierenden Titel: »Warum gab es das Leib-Seele Problem in der Antike nicht?«¹ Obwohl ich damals noch ein ›fahrender Scholar‹ in Sachen Philosophie war, erschien mir die Fragestellung abwegig. Natürlich gab es bei den Griechen Probleme mit dem Verhältnis von Körper und Seele! Nur gab es nicht das Leib-Seele-Problem, das durch die Cartesische Trennung von *res cogitans* und *res extensa* aufgekommen ist, der ›denkenden‹ und der ›ausgedehnten Sache‹. Eben dieses Problem plagt uns angeblich immer noch, in der einen oder anderen Form, wenn nach dem Zusammenhang zwischen Materie und Geist gefragt wird.² Diese Problematik hat insbesondere durch Gilbert Ryles karikierende Redeweise vom ›Geist in der Maschine‹ ihre Zusitzung gefunden.³ Ein rigoroser Dualist sieht sich vor die Frage gestellt, wie es dem armen Geist in einer Körper-Maschine ergehen mag, die er noch nicht einmal bedienen kann, weil er ja keine Hände hat.

Wie immer es nun um unsere heutige Lage bestellt sein mag, bei den Griechen gab es nicht ein, sondern höchst verschiedene Probleme mit dem Verhältnis von Leib und Seele, je nachdem, von welcher Vorstellung über die Natur der Seele sie jeweils ausgingen. Es gab keinen einheitlichen Begriff der Seele bei den Griechen. Vielmehr herrschten äußerst disparate Vorstellungen, nicht nur zwischen volkstümlicher Religiosität und Philosophie, sondern auch innerhalb der Grundvorstellungen der Philosophen selbst.⁴ Für eine ausführliche doxographi-

¹ W. I. Matson, »Why Isn't the Mind-Body Problem Ancient?«, in: *Mind, Matter and Method*, hrsg. von P. Feyerabend und G. Maxwell, Minneapolis 1966, 92–102. Der Artikel vertritt die Auffassung, das Problem des Verhältnisses von Sinnesempfindungen und körperlichen Prozessen habe sich für die Griechen deswegen nicht gestellt, weil sie Sinneswahrnehmungen als Körperfunktionen verstanden. Dies ist nicht nur eine unzutreffende Verallgemeinerung, sondern sie ignoriert auch die mit dieser Wahrnehmungstheorie verbundenen Probleme.

² Vgl. etwa M. Carrier und J. Mittelstrass (Hrsg.), *Geist, Gehirn, Verhalten: Das Leib-Seele-Problem und die Philosophie der Psychologie*, Berlin 1989; sowie N. Elsner und G. Lüer (Hrsg.), *Das Gehirn und sein Geist*, Göttingen 2000.

³ G. Ryle, *The Concept of Mind*, London 1949, Kap. ›Descartes' Myth‹, bes. 15–24.

⁴ Vgl. dazu das immer noch repräsentative monumentale Werk Erwin Rohdes, *Psyche. Seelen-cult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen*, Tübingen 1902. Eine gute Übersicht bietet J. Bremer, *The Early Greek Concept of Soul*, Princeton 1984.

sche Nachzeichnung ist hier nicht der Ort. Es gehört aber nicht viel Phantasie dazu, sich ein Bild von der Unterschiedlichkeit der Konzeptionen und der daraus resultierenden Schwierigkeiten zu machen. Die Atomisten etwa dachten sich die Seele als ein Gebilde aus besonders feinen Atomkügelchen; Platon dagegen stellte eine immaterielle Seele dem materiellen Körper gegenüber. Ist für die Atomisten folglich die ›Mechanik‹ der äußeren Einwirkungen auf die Seelenatome ein Problem, so sieht sich die platonische Psychologie vor die Verlegenheit gestellt, die Verbindung zwischen der unkörperlichen und unsterblichen Seele und dem vergänglichen Körper zu erklären. Die Probleme beschränken sich dabei nicht allein auf das Verhältnis zwischen Leib und Seele als solches, sondern fraglich ist auch die Kooperation von Wahrnehmung und Intellekt. Damit erklärt sich die Tatsache, daß Platon in seinen Schriften zwar recht unterschiedliche Positionen vertritt, genauere Spezifikationen über das Verhältnis zwischen Leib und Seele und über deren Natur jedoch vermeidet (vgl. *Phaidon* 95e–96a). Geburt und Tod werden zwar als Vereinigung und Trennung von Leib und Seele beschrieben. Über die Art dieser Vorgänge schweigt Meister Platon sich aber – von Andeutungen in verschiedenen Mythen abgesehen – weitgehend aus.⁵

In seiner frühen philosophischen Jugend scheint Aristoteles noch Platons dualistische Vorstellung über das Verhältnis von Körper und Seele geteilt zu haben.⁶ Er hat sich dann aber gründlich umbesonnen. Sein Begriff von der Seele, wie wir ihn in *De Anima* und den anderen erhaltenen Werken finden, hat keine Ähnlichkeit mehr mit dem platonischen. Statt einer transzendenten Seele, die sich am liebsten ganz von der vergänglichen Welt fernhält und davonfliegt, sobald sie dem Körper als ihrem Gefängnis entkommen kann, wie Platon seinen Sokrates kurz vor dessen Tod verkünden läßt (*Phaidon* 115c–116a), findet sich beim ›reifen‹ Aristoteles eine biologistische Seelenkonzeption: »Seele ist die erste Wirklichkeit (entelechieia) eines lebendigen Körpers.«⁷ So lautet die Kurzfassung

⁵ Platon ist hier nicht das Thema; gleichwohl sei auf die Tatsache verwiesen, daß die einfache Gleichsetzung von Wahrnehmungen mit Körperfunktionen im *Phaidon* (65a–c) im *Theaitetos* einer differenzierteren Behandlung weicht (184b –186e) und im *Timaios* mit einer komplizierten Sinnesphysiologie endet, die auf der Unterscheidung zwischen einem unsterblichen und zwei sterblichen Seelenteilen beruht (61c–67c; 69c–72d).

⁶ Die Fragmente seines Dialogs *Eudemos* (fr. 37–48 Rose³) zeugen von einer engen Anlehnung an Platons *Phaidon*.

⁷ Vgl. *De Anima* II 1, 412a 27. Wenig später erklärt Aristoteles eine Trennung von Körper und Seele für ebenso undenkbar wie die von Materie und Form: die Seele ist vielmehr die Form des lebendigen Körpers (412b 4–413a 3). Zur Deutung der ›ersten Wirklichkeit‹ vgl. J. Hübner, »Die aristotelische Konzeption der Seele als Aktivität in *De Anima* II 1«, in: *Archiv für Geschichte der Philosophie* 81, 1999, 1–32. Auf eine Diskussion der kaum noch übersehbaren Literatur zur aristotelischen Psychologie muß hier verzichtet werden. Ausführliche Literaturnachweise finden

sung seiner Standarddefinition. In gewöhnlicher deutscher Prosa ist damit gesagt, daß die Seele als der Inbegriff aller Lebensfunktionen eines Organismus zu verstehen ist, und zwar von den untersten, den vegetativen wie Wachstum, Ernährung und Schwinden, über die Wahrnehmung und Bewegung, bis hin zur höchsten Seelenfunktion, dem Denkvermögen. Wenn die Seele aber nichts als das Prinzip aller Lebensvorgänge ist, dann stellen sich viele der bekannten Probleme gar nicht. So kann weder von einer Entgegensetzung von Leib und Seele die Rede sein noch von ihrer Trennung. Im Gegenteil: Seele *ist* dasjenige, was den potentiell belebten Körper zu einem lebendigen Organismus macht. Daher treten im Augenblick des Todes nicht zwei Dinge auseinander, sondern es bleibt nur noch ein toter, d. h. ein funktionsunfähiger Körper übrig. Die Seele enteilt weder in andere Gefilde, noch bleibt sie tot zurück: es ist einfach keine Lebensenergie mehr vorhanden.

Hat der Verfasser des fraglichen Artikels also mit seiner Behauptung wenigstens für Aristoteles recht: »None of the ancients ever dreamed of it [sc. the mind-body problem], not even the author of *De Anima*«?⁸ Wenn bei Aristoteles alles so einfach und die Seele nichts als die Lebensfunktionen des Körpers ist, dann scheint es in der Tat zunächst müßig, nach dem Verhältnis zwischen Seele und Körper auch nur zu fragen. Aber gemach, so einfach liegen die Dinge nicht! Denn wenn es bei Aristoteles auch keinen rigorosen Dualismus von Leib und Seele gibt, so ist doch das Bild, das seine Schriften in Hinblick auf den Zusammenhang zwischen körperlichen und seelischen Vorgängen bieten, sehr komplex. Die Frage, die uns hier beschäftigen wird, ist nicht, *ob* es eine Verbindung zwischen Leib und Seele gibt, sondern *wie* Aristoteles bestimmte Seelenfunktionen aus ihrer physiologischen Basis heraus erklärt. In Frage stehen hier nicht die niedrigeren Lebensfunktionen, sondern die höheren, vor allem die Wahrnehmungen. Zu der Sprechweise von ‚höher‘ und ‚niedriger‘ legitimiert übrigens Aristoteles selbst. Das Reich des Lebendigen ist für ihn hierarchisch aufgebaut.⁹ Die niedrigsten Lebensfunktionen haben die Pflanzen: sie sind nur insofern ‚beseelt‘, als sie sich selbst ernähren und fortpflanzen. Bei den Tieren kommt noch das Vermögen zur Fortbewegung und das der Wahrnehmungen hinzu, und zwar je nach Tierart in einem niedrigeren oder höheren Sinne: haben manche Tiere außer dem Fortbewegungsvermögen nur den Tastsinn, so besitzen andere nicht nur alle fünf Sinne, sondern überdies noch die Fähigkeit, Er-

sich bei H. Busche, *Die Seele als System. Aristoteles' Wissenschaft von der Psyche [Seele als System]*, Hamburg 2001. Die oft recht eigenwilligen Interpretations-Vorschläge des Autors sind allerdings mit Vorsicht zu behandeln.

⁸ Matson, »Why Isn't the Mind-Body Problem Ancient?« (wie Anm. 1), 92.

⁹ EN I, 13; Sens. 2, 436b 10–37a 3.

fahrungen zu machen und zu bewahren: Sie haben also eine Art Gedächtnis.¹⁰ Ganz oben in der Hierarchie steht der Mensch. Ihn zeichnet über die genannten Lebens- und Wahrnehmungsfunktionen hinaus noch die Fähigkeit des Denkens aus. Auch sie ist nach Aristoteles wiederum in verschiedene Funktionen aufgegliedert.¹¹ So unterscheidet er zwischen produktiver, praktischer und theoretischer Vernunft. Die produktive Vernunft ist das ›technische‹ Verständnis zur Herstellung aller Arten von Gegenständen; die praktische Vernunft ist die Fähigkeit, moralisch richtige und falsche Entscheidungen zu treffen; die theoretische Vernunft ist das Vermögen zur Erkenntnis der Natur der Dinge. Auch diese unterliegt noch weiteren Unterteilungen: Mit Unveränderlichem beschäftigen sich Metaphysik und Mathematik. Alles Veränderliche ist Gegenstand der ›Physik‹ im weitesten Sinne, d. h. der Naturphilosophie.

Ich breche hier den Überblick über die verschiedenen Seelenvermögen und ihre Gegenstände ab. Wie leicht zu erkennen, es ist alles wohlgeordnet bei Aristoteles. Nicht nur nimmt er sorgfältige Unterscheidungen der verschiedenen Disziplinen entsprechend der Natur ihrer Gegenstände vor, sondern seine Reflexionen auf die jeweiligen Grundprinzipien und eine angemessene Methodik behielten für Jahrhunderte, wenn nicht für Jahrtausende Vorbildcharakter. Eben diese Systematik macht seine Größe aus und ist der Grund dafür, daß er zurecht als der ›Vater‹ so vieler Wissenschaften gilt, – von der Logik über die Ethik bis hin zur Biologie. Das gilt auch für seine ›Psychologie‹, für seine Bestimmung der Natur der Seele, ihrer verschiedenen Fähigkeiten und deren Gegenstände. So unterschiedlich die verschiedenen Seelenfunktionen sein mögen, dienen sie in ihrer Gesamtheit der Kennzeichnung der verschiedenen Arten von Lebewesen. Daher ist die ›Psychologie‹ bei Aristoteles als naturwissenschaftliche Disziplin zu verstehen. Wie er selbst programmatisch zusammenfaßt: »Die Erkenntnis der Seele trägt am meisten zu der der Natur (*physis*) bei. Sie ist nämlich gewissermaßen das Prinzip, die *archē* der Lebewesen«.¹² Mit dieser Bestimmung leitet Aristoteles seine Schrift über die Seele ein. Sie erklärt zugleich, warum seine späteren Herausgeber dieses Werk an den Anfang seiner biologischen Schriften im *Corpus Aristotelicum* gestellt haben.

¹⁰ Mem. 1, 449b 22–30; 450a 12–25.

¹¹ Zur Aufteilung der Seelenvermögen vgl. *Metaph.* VI 1; *EN* VI, 1–8.

¹² *De An.* I 1, 402a 6–7.

2. Der Gegenstand der aristotelischen Psychologie

Von ›Psychologie‹ in unserem heutigen Sinn ist hier also nicht oder nur ganz am Rande die Rede. Denn in der aristotelischen Seelenlehre steht weder der Mensch im Mittelpunkt, noch geht es um die Art von Phänomenen, welche die heutigen Psychologen interessieren. Aristoteles studiert weder typisch menschliche oder abnorme Verhaltensweisen, also Verhaltenspsychologie und Psychopathologie, noch auch die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit im Sinne einer Entwicklungspsychologie. Vielmehr werden gerade diejenigen Vorgänge nicht oder nur am Rande behandelt, die wir heute in besonderem Maß mit dem ›Seelenleben‹ assoziieren. So findet sich in seiner Schrift über die Seele so gut wie nichts über die Affekte. Auf die verschiedenen Arten von Gefühlen oder Leidenschaften und ihre Beurteilung geht Aristoteles nicht in seiner Psychologie, sondern in der Ethik und in der Rhetorik ein, also in denjenigen Schriften, die sich mit den Motiven für menschliches Handeln bzw. mit der affektiven Beeinflussbarkeit des Urteils befassen. Diese Vernachlässigung von für uns so interessanten Fragen innerhalb der Psychologie dürfte kein Zufall sein; in *De anima* ist es Aristoteles in erster Linie um die Erfassung der Grundtypen der vegetativen und der kognitiven Fähigkeiten aller Lebewesen zu tun. Seine ›Psychologie‹ umfaßt daher einerseits Vorgänge, die wir heute der Physiologie zuschreiben: von der vegetativen über die Wahrnehmungs- und Denkphysiologie; andererseits bemüht sie sich um Klärung von Fragen, die heute zu den Grundproblemen der Erkenntnistheorie und der ›Philosophie des Geistes‹ gehören.

Die Tatsache, daß bei Aristoteles alles ganz anders ist als heute, mag ja nun recht interessant sein. Was aber könnte darüber hinaus für uns an seiner Psychologie noch relevant, geschweige denn aktuell sein? Die Physiologie, wie sie heute betrieben wird, hat mit Aristoteles' Vorstellungen von den Lebensfunktionen nur sehr wenig gemeinsam. Er wußte z. B. noch nichts von den Nerven und hielt das Gehirn für ein Kühlorgan (*HA* II 7; *Sens.* 5, 444a 9–16); auch über die Funktion des Blutkreislaufs hatte er nur sehr unklare Vorstellungen.¹³ Somit ist die Frage seiner Aktualität nur für die andere Sparte seiner ›Psychologie‹ zu stellen, nämlich für seine Erkenntnistheorie und die Philosophie des Geistes. Hier wird es nun in der Tat interessant, wie sich zeigen wird. Denn seine Erklärung der kognitiven Fähigkeiten setzt eine Analyse der Kooperation

¹³ Die Entdeckung des vom Gehirn ausgehenden Nervensystems und die Identifikation der Funktion wichtiger innerer Organe ist den Ärzten Herophilos (320–250 v. Chr.) und Erasistratos (3. Jh.) zu verdanken. Zur Frage der Lokalisierung des Denkens vgl. E. Clerk und K. Dewhurst: *Die Funktion des Gehirns. Lokalisierungstheorien von der Antike bis zur Gegenwart*, übers. von M. Straschill, München 1973.

von physischen und psychischen Vorgängen voraus. Da die Seele für Aristoteles aber die Gesamtheit der Funktionen des belebten Organismus' umfaßt, hat er, was die höheren Seelenfunktionen angeht, ein Problem zu lösen, das uns auch heute noch beschäftigt. Dieses Problem läßt sich in zwei kurze Fragen zusammenfassen: (1) Woher wissen wir überhaupt etwas von der Welt? (2) Woher wissen wir, daß die Dinge in der Welt so sind, wie sie uns erscheinen?

Da Aristoteles kein Skeptiker war, hat er sich diese beiden so brisanten Fragen in dieser Form natürlich nicht gestellt. Er war – wie man sagen könnte – vielmehr ein seelenruhiger Empiriker, der darauf vertraute, daß die Sinne uns den Zugang zur Welt vermitteln. Er teilte zudem nicht die Auffassung seines Lehrers Platon, daß der menschliche Geist eigene Objekte hat, die ihm gerade dann besonders deutlich werden, wenn er die Sinne und ihre Eindrücke ausblendet. Zwar unterscheidet Aristoteles, wie Platon, zwischen Intellekt und Sinnlichkeit und geht davon aus, daß es Unterschiede zwischen ihren Gegenständen gibt. *Sensibilia* und *intelligibilia* sind auch bei Aristoteles verschiedene Gattungen. Gleichwohl ist der Verstand bei Aristoteles auf die Sinnlichkeit angewiesen. Über die Frage ihrer Beziehung wird später noch einiges Erhellende zu sagen sein. Zunächst ist die Funktion der Sinne, dann die des Verstandes näher zu charakterisieren; im Anschluß daran ist ihre Kooperation zu erläutern, wie auch die Rolle, die der Körper dabei spielt.

3. Aristoteles über die Sinne

Worauf beruht nun aber bei Aristoteles das Vertrauen, daß die Sinne unsere „Fenster zur Welt“ sind, wie man heute gern zu sagen pflegt? Er hat doch schließlich nicht nur bei Platon gelernt, daß den Sinnen nicht zu trauen ist, sondern er kannte auch die skeptischen und relativistischen Fragen, die sich bereits manche der Vorsokratiker stellten und die durch die Sophisten weite Verbreitung fanden. Daß unsere Augen, Ohren und alle anderen Sinne uns nicht nur täuschen können, sondern uns auch nur ein oberflächliches oder gar verzerrtes Bild von den Dingen geben, diese Zweifelsgründe waren Aristoteles keineswegs fremd. Woher also stammt sein Vertrauen in die Sinne, wenn er kein naiver Realist war? Die Erklärung für sein Zutrauen liegt in einem Prinzip, das für die aristotelische Philosophie im allgemeinen und für seine Wissenschaftslehre im besonderen fundamental wichtig ist. Es ist das Prinzip der Teleologie. Nicht nur hat alles, was geschieht, eine Ursache, sondern beinahe alles, was geschieht, hat auch eine Finalursache, d. h. es dient einem bestimmten Zweck oder *telos*. Das betrifft nicht nur die Menschen, sondern die Natur überhaupt. Wie Aristoteles

BIO-BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN

Thomas Buchheim, geb. 1957, Professor der Philosophie an der Universität München. Studium der Philosophie, Gräzistik und Soziologie in München, 1984 Promotion, 1990 Habilitation. 1992 Gastprofessor in Halle, 1993–1999 Professor in Mainz, seit 2000 Professor in München.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Die Sophistik als Avantgarde normalen Lebens* 1986; *Eins von Allem. Die Selbstbescheidung des Idealismus in Schellings Spätphilosophie* 1992; *Die Vorso-kratiker. Ein philosophisches Porträt* 1994; *Aristoteles* 1999; Hg. *Gorgias von Leontinoi: Reden, Fragmente, Testimonien, Griechisch-Deutsch* 1989; *Destruktion und Übersetzung. Zu den Aufgaben von Philosophiegeschichte nach Martin Heidegger* 1989; F.W.J. Schelling: *Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit* 1997; *Potentialität und Possibilität. Modalaussagen in der Geschichte der Metaphysik* 2001; *Die Normativität des Wirklichen. Über die Grenze zwischen Sein und Sollen* 2002.

Hellmut Flashar, geb. 1929 in Hamburg, ist Professor emeritus für Klassische Philologie an der Universität München. 1948–54 Studium der Klassischen Philologie und Philosophie in Berlin und Tübingen. Dort 1954 Promotion mit einer Arbeit über Platon, 1954–1956. Wissenschaftlicher Angestellter am Platon-Archiv in Hinterzarten (DFG), 1955 Staatsexamen in Berlin, 1959–1961 Assistent an der Universität Tübingen, 1961 Habilitation, 1961–1965 Universitätsdozent ebenda. 1965 Ruf auf eine ordentliche Professur an die neu gegründete Ruhr-Universität in Bochum, Ablehnung von Rufen nach Tübingen (1969) und Heidelberg (1973). 1982 o. Professor an der Universität München, seit 1997 emeritiert. 1994 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande. 1970–76 Präsident der Mommsen-Gesellschaft, Mitglied in den wissenschaftlichen Beiräten des Orff-Zentrums in München, der Fritz Thyssen Stiftung und der Foundation Hardt. Korrespondierendes Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig.

Herausgeber der Deutschen Aristoteles-Gesamtausgabe, der Zeitschrift *Poetica* (bis 1996), der Monographienreihe *Classica Monacensia* der Philosophiegeschichte (Überweg) im Schwabe-Verlag Basel (Bd. 1–5 Antike). Außerdem Herausgabe von zwei Schallplatten und einer CD mit Musik zum antiken Drama.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Der Dialog Ion als Zeugnis platonischer Philosophie* 1958, Aristoteles, *Problemata Physica* 1962, *Melancholie in den antiken medizinischen Theorien* 1966, *Der Epitaphios des Perikles* 1969, Aristoteles, *Mirabilia* 1972, *Aristoteles* in: *Grundriß der Geschichte der Philosophie* 1983, *Inszenierung der Antike* 1991, *Sophokles* 2000. Daneben zahlreiche Zeitschriftenaufsätze (z.T. wieder abgedruckt in: H. F., *Eidola*, Ausgewählte Kleine Schriften 1989), zuletzt: Felix Mendelssohn Bartholdy und die griechische Tragödie (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften Bd. 78, 2001).

Dorothea Frede, geb. 1941, Professorin der Philosophie an der Universität Hamburg. Studium der Philosophie und Klassischen Philologie in Hamburg und Göttingen, 1968 Promotion. Lehr- und Forschungstätigkeit an verschiedenen Universitäten in USA von 1971–1991 (u. a. in Berkeley, Stanford, Princeton, Philadelphia, zuletzt am Swarthmore College).

BUCHPUBLIKATIONEN: *Aristoteles und die Seeschlacht. Das Problem der Contingentia futura in De interpretatione 9* 1970; *Plato, Philebus, translated with Introduction and Notes* 1993; *Platon, Philebos, Übersetzung mit Kommentar* 1997; *Platons Phaidon: Der Traum von der Unsterblichkeit der Seele* 1999.

Stephen Halliwell, geb. 1953, Professor für Griechische Philologie an der Universität von St Andrews. Studium der klassischen Philologie in Oxford, 1980 Promotion. 1977–80 College Lecturer in Worcester College und Jesus College Oxford, 1980–82 Lecturer in London (Westfield College), 1982–4 Fellow des Corpus Christi College Cambridge, 1984–95 Reader in Birmingham, 1990 Gastprofessor in Chicago, 1993 Visiting Fellow, Center for Ideas and Society, University of California (Riverside), 1998 Gastprofessor in Rom, seit 1995 Professor in St Andrews.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Aristotle's Poetics* 1986 (21998); *The Poetics of Aristotle: Translation and Commentary* 1987; *Plato Republic 10: Translation and Commentary* 1988; *Plato Republic 5: Translation and Commentary* 1993; *Aristotle Poetics* (Loeb Library) 1996; *Aristophanes: Birds, Lysistrata, Assembly-Women, Wealth* 1997; *The Aesthetics of Mimesis: Ancient Texts and Modern Problems* 2002. Hg. *Tragedy, Comedy and the Polis* 1993.

Otfried Höffe, geb. 1943, o. Professor für Philosophie an der Universität Tübingen. Studium der Philosophie, Geschichte, Theologie und Soziologie an den Universitäten in Münster, Tübingen, Saarbrücken und München, 1970 Promotion, 1970–71 Visiting Scholar der Columbia University in New York, 1974/75 Habilitation. 1976–1978 o. Professor für Philosophie an der Universität Duisburg, 1978–1992 o. Professor für Ethik und Politische Philosophie und Lehrbeauftragter für Rechtsphilosophie an der Universität Freiburg, Schweiz, seit 1992 o. Professor für Philosophie an der Universität Tübingen, Leiter der von ihm 1994 gegründeten Forschungsstelle Politische Philosophie und Mitglied der Juristischen Fakultät. Seit 2002 ständiger Gastprofessor für Rechtsphilosophie der Universität Sankt Gallen. 1999 Ehrendoktor der PUCRS, Universität Porto Alegre, Brasilien. Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Korrespondierendes Mitglied des Collgium Europaeum Jenense, Ehrenmitglied der Vereinigung der WeltbürgerInnen (Sektion Schweiz).

BUCHPUBLIKATIONEN: *Praktische Philosophie – Das Modell des Aristoteles* 1971, 21996; *Strategien der Humanität* 1975, 31987; *Sittlich-politische Diskurse* 1981; *Immanuel Kant* 1983, 41996; *Politische Gerechtigkeit* 1987, 21989; *Den Staat braucht selbst ein Volk von Teufeln* 1988; *Kategorische Rechtsprinzipien* 1990, 21993; *Moral als Preis der Moderne* 1993, 31995; *Aristoteles* 1996, 21999; *Vernunft und Recht* 1996; *Gibt es ein interkulturelles Strafrecht?* 1999; *Demokratie im Zeitalter der Globalisierung* 1999; *Kleine Ge-*

schichte der Philosophie 2000; »Königliche Völker« 2001; *Gerechtigkeit* 2001; *Medizin ohne Ethik?* 2002.

Richard A. H. King, geb. 1962, Wissenschaftlicher Assistent am Philosophie-Department der LMU München; Studium der Philosophie und Altphilologie in Oxford, Philosophie und Sinologie in Berlin; Promotion 1997 in Cambridge.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Aristotle on Life and Death* 2001. *De Memoria*, Aristoteles Werke in Deutscher Übersetzung, hrsg. von Hellmut Flashar (in Vorbereitung).

Wolfgang Kullmann, geb. 1927, Professor emeritus der Klassischen Philologie an der Universität Freiburg i.Br. 1946–1951; Studium der Fächer Griechisch, Latein, Philosophie, Ägyptologie an der Humboldt-Universität in Berlin, 1952 Promotion, 1957 Habilitation, 1964–1975 o. Prof. an der Universität Marburg, 1975–1996 o. Prof. an der Universität Freiburg i.Br., 2000 Dr. h.c. (Trier).

BUCHPUBLIKATIONEN: *Das Wirken der Götter in der Ilias* 1956; *Die Quellen der Ilias (Troischer Sagenkreis)* 1960; *Wissenschaft und Methode. Interpretation der aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft* 1974; *Die Teleologie in der aristotelischen Biologie* 1979; *Homeriche Motive. Beiträge zur Entstehung, Eigenart und Wirkung von Ilias und Odyssee* 1992; *Il pensiero politico di Aristotele* 1992; *Die theoretische Lebensform bei Aristoteles und die moderne Universität* 1996; *Aristoteles und die moderne Wissenschaft* 1998; *Realität, Imagination und Theorie. Kleine Schriften zu Epos und Tragödie in der Antike* 2002. Herausgeber: *Philosophie der Antike*. Veröffentlichungen der Karl-und-Gertrud-Abel-Stiftung (seit 1993). Mitherausgeber: Hermes Einzelschriften (seit 1976).

Mario Mignucci, geb. 1937, ehemaliger Professor der antiken Philosophie an der Universität Padova, seit 1998 Gastprofessor am King's College, London. Studium der Philosophie, Gräzistik und Logik in Padova, Fribourg en Suisse und Rom, 1961 Diplom, 1968 Privatdozent, 1970–1998 Professor in Padova.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Il significato della logica stoica*, 1966; Aristotele, *Gli Analitici Primi*, Introduzione traduzione e commento, 1969; *L'argomentazione dimostrativa in Aristotele. Commento agli Analitici Secondi*, 1975; »Ως ἐπὶ πολὺ et nécessaire dans la conception aristotélicienne de la science«, 1981; »Aristotle's Arithmetic«, 1987; »Expository Proof in Aristotle's Syllogistic«, 1991; »The Stoic Analysis of the Sorites«, 1993; »Ammonius on Future Contingent Propositions«, 1996; »Parts, Quantification and Aristotelian Predication«; »Syllogism and Deduction in Aristotle's Logic«, 2002.

Arbogast Schmitt, geb. 1943, Professor für Gräzistik an der Universität Marburg, Studium der Klassischen Philologie, Philosophie und Germanistik in Würzburg und Berlin, Promotion 1973. Habilitation 1980. 1981–1991 Professor in Mainz; seit 1991 in Marburg.

BUCHPUBLIKATIONEN: Zur Erkenntnistheorie bei Platon und Descartes, in: *Antike und*

Abendland 35, 1989, 54–82; *Selbständigkeit und Abhängigkeit menschlichen Handelns bei Homer. Hermeneutische Untersuchungen zur Psychologie Homers* (Abh. Akad. Mainz 1990) Stuttgart 1990; Wesenszüge der griechischen Tragödie: Schicksal, Schuld, Ttagik, in: Hellmut Flashar (Hg.), *Tragödie. Idee und Transformation* (Colloquium Rauricum V) Stuttgart (u. a.) 1997, 5–49; *Der Einzelne und die Gemeinschaft in der Dichtung Homers und in der Staatstheorie bei Platon*, Sitzungsberichte der Frankfurter Gesellschaft, Frankfurt 2000; Das Universalienproblem bei Aristoteles und seinen spät-antiken Kommentatoren, in: R.G. Khoury (Hg.), *Averroes (1126–1198) oder der Triumph des Rationalismus* (Internationales Symposium anlässlich des 800. Todestages des islamischen Philosophen, Heidelberg, 7.–11. Oktober 1998) Heidelberg 2002, 59–86.

Barry Smith ist Julian Park Professor für Philosophie an der Universität Buffalo und Leiter des Instituts für Formale Ontologie und Medizinische Informationswissenschaft an der Universität Leipzig. Er ist Herausgeber der Zeitschrift *The Monist: An International Journal of General Philosophical Inquiry* und Autor von mehr als 350 wissenschaftlichen Veröffentlichungen. 2001 erhielt er den Wolfgang-Paul-Preis der Alexander von Humboldt-Stiftung.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Austrian Philosophy: The Legacy of Franz Brentano* 1994; Hg. *Parts and Moments. Studies in Logic and Formal Ontology* 1982; Hg. *Foundations of Gestalt Theory* 1988; Hg. mit Karl Schuhmann: *Adolf Reinach, Sämtliche Werke, Kritische Ausgabe mit Kommentar* 1989; Hg. mit Hans Burkhardt: *Handbook of Metaphysics and Ontology* 1991; Hg. mit Christopher Welty: *Formal Ontology and Information Systems* 2001.

Richard Sorabji, b. 1934: Commander of the British Empire, Fellow of the British Academy, member of the American Academy of Arts and Sciences, Fellow of Wolfson College, Oxford; Emeritus Professor of Ancient Philosophy, King's College, London, Gresham Professor of Rhetoric:

BOOKS: *Aristotle on Memory*, 1972; *Necessity Cause and Blame* 1980; *Time, Creation, and the Continuum* 1983; *Matter, Space, and Motion* 1988; *Animal Minds and Human Morals* 1992; *Emotion and Peace of Mind: From Stoic Agitation to Christian Temptation* 2000; *Ancient Commentators on Aristotle* (ed.) 54 Volumes 1987–2002; *Philoponus and the Rejection of Aristotelian Science* (ed.) 1987; *Aristotle Transformed* (ed.) 1990; *Aristotle and After* (ed.) 1997; *Articles on Aristotle* (co-ed.), 4 vols. 1975–1979; *Sourcebook on the Aristotle Commentators: Four Hundred Years of Transition 200–600 A.D.*, 3 vols., forthcoming 2003.

C. C. W. Taylor, geb. 1936, Professor der Philosophie an der Universität Oxford und (seit 1963) Fellow und Tutor in Philosophie an Corpus Christi College. Studium in Edinburgh und Oxford.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Plato, Protagoras* (Übers. u. Komm.) 1976 (2. Aufl. 1991, World's Classics Aufl. 1996); (mit J. C. B. Gosling) *The Greeks on Pleasure* 1982; Hg. *Routledge History of Philosophy Volume I. From the Beginning to Plato* 1997; *Socrates* 1998 (deut-

sche Übers. *Sokrates* 1999); *The Atomists: Leucippus and Democritus* (Text, Übers. u. Komm.) 1999. 1993–8 Redakteur der *Oxford Studies in Ancient Philosophy*.

Wolfgang Wieland, geb. 1933, emeritierter Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg. Philosophiestudium in Göttingen, München, Heidelberg. Promotion Heidelberg 1955, danach Assistenturen in München und Hamburg, Habilitation Heidelberg 1960. Berufungen auf Professuren 1960 Hamburg, 1963 Marburg, 1967 Göttingen, 1979 Freiburg i.Br., 1983 Heidelberg. 1965–1970 Studium der Humanmedizin.

BUCHPUBLIKATIONEN: *Schellings Lehre von der Zeit* 1956; *Die Aristotelische Physik* 1962; *Diagnose. Überlegungen zur Medizintheorie* 1975; *Platon und die Formen des Wissens* 1982; *Strukturwandel der Medizin und ärztliche Ethik* 1986; *Aporien der praktischen Vernunft* 1989; *Verantwortung – Prinzip der Ethik?* 1999; *Urteil und Gefühl. Kants Theorie der Urteilstkraft* 2001.